

Dieter Egli, Grossrat und Fraktionspräsident
Rede zum 1. Mai in Brugg 2017

Mit ehrlicher Politik und klaren Worten gewinnen

Wir werden heute einen Film über den jungen Karl Marx sehen. Das nehme ich zum Anlass, um kurz über diese Thema zu sprechen:

In den 80er-Jahren, als ich politisiert wurde, war Karl Marx ein Dämon. Er stand für alles, was hinter der Linie passierte, die sich quer durch Deutschland und Europa zog. Er stand für graue Häuser, dreckige Luft, leere Gestelle, für alte, austauschbare Staatsoberhäupter, für Unfreiheit. Auf der anderen war das Amerika von Ronald Reagan, war unendliche Selbstsicherheit und Selbstgerechtigkeit – und etwas, das viele Freiheit nannten. Was mich damals politisierte, war wohl, dass ich mich zu keiner der beiden Seiten zugehörig fühlte und etwas heimatlos war. Zum Glück wurde ich nicht Wutbürger, dafür war ich wohl zu naiv – ich glaubte an die Kraft des politischen Engagements, so wie ich es heute noch tue.

Im Studium lernte ich dann einen anderen Marx kennen, einen sehr sachlichen. Ich lernte ihn als Nationalökonom kennen – als einen, der sich in eine ganze Reihe von Wirtschaftstheoretikern einreihet. Mit der politischen Theorie Marx' vom proletarischen Aufstand konnte ich nicht sehr viel anfangen. Wahrscheinlich, weil die Idee Aufstand nicht meiner Natur entspricht. Die ökonomische Theorie aber hat mich angesprochen. Was ich daran gut finde: Marx sieht die Ökonomie nicht wie viele andere quasi als Naturgesetz, sondern er zeigt, dass sie von Menschen gemacht ist. Es sind die Menschen, die Gesellschaft, die Wirtschaft machen. Es ist aber auch die ökonomische Situation, welche die Menschen, die Gesellschaft bestimmt – die über Macht und Herrschaft entscheidet. Das ist für mich – sehr unwissenschaftlich ausgedrückt – die Quintessenz von Marx.

Was bedeutet nun der Kapitalismus für die Sozialdemokratie heute? Ich habe Mühe mit der Aussage, dass die Sozialdemokratie der Schweiz den Kapitalismus überwinden will. Nicht aus inhaltlichen Gründen, sondern weil ich denke, dass oft ein Missverständnis vorliegt – oder zumindest eine Unklarheit: Reden wir von Kapitalismus oder von Markt? Ich stehe ein für eine soziale Marktwirtschaft, für Privatbesitz, auch für Unternehmertum. Den Kapitalismus aber, der Freiheit nur als wirtschaftliche, unternehmerische Freiheit sieht, lehne ich ab. Ich lehne ihn ab als eine Philosophie, die einige wenige materiell frei macht – und dafür in Kauf nimmt, dass ganz viele materiell nicht frei, unterdrückt sind. Ich lehne ein Denksystem ab, nach dem die einen nur erfolgreich sein können, wenn ganz viele andere scheitern. Ich glaube dass soziale Marktwirtschaft funktioniert – wenn immer das Bewusstsein mitschwingt, dass man als Marktteilnehmer auch Teil einer Gesellschaft ist. Ich glaube, dass der Kapitalismus eben nicht funktionieren kann, weil er Gesellschaft und Markt gleichsetzt – und so Gesellschaft letztlich ausschliesst.

Und damit wäre ich wieder in den 80er-Jahren, in denen ich politisiert wurde. Margareth Thatcher hat mal gesagt, dass es Gesellschaft nicht gibt, nur Familie. Diesen Satz werde ich ihr nie verzeihen. Sie steht zusammen mit Ronald Reagan am Anfang des politischen Neoliberalismus – einer Bewegung, die Freiheit im Namen anspricht, die aber mit Freiheit sehr wenig und mit Kapital sehr viel zu tun hat. Thatcher und Reagan sind heute nur noch entzauberte Ikonen. Die Menschen in der DDR haben sich von einem gescheiterten System befreit: Die monumentale Büste in Chemnitz, dem ehemaligen Karl-Marx-Stadt, sieht heute, wo sie zwischen zwei Einkaufszentren steht, beinahe herzig aus. Geblieben ist aber der

Neoliberalismus, der alles Heil in der unternehmerischen Freiheit sieht – und diese erst noch sehr fantasielos definiert, nämlich einfach nur als möglichst tiefe Steuern.

Ich muss nicht genauer erklären, dass wir gegen diesen Neoliberalismus kämpfen. Dass er nicht funktioniert, zeigen uns Finanzkrisen, die sich seit Jahren wiederholen. Wir müssen kämpfen für eine Wirtschaft, die für den Menschen da ist, und nicht umgekehrt.

Noch gefährlicher sind wahrscheinlich populistische Strömungen, die so tun, als würden sie gegen die neoliberale Elite kämpfen, sie aber mit einer gewaltigen Illusionsmaschine noch stützen. Der Populismus hat uns Linke in der Schweiz – wohl auch in den 80ern - überrumpelt: Anstelle der Internationale setzte er Folklore-Musik, anstelle des Gegenspielers Unternehmertum setzte er das Feindbild Ausländer und anstelle der Solidarität stand auf einmal der Egoismus im eigenen Gärtlein.

Seit einiger Zeit manifestiert sich die wahrscheinlich gefährlichste Gruppe. Es sind die sogenannten „Abgehängten“, die sich heimatlos fühlen zwischen links und rechts, gleichzeitig aber auch keine Perspektive haben. Sie glauben nicht mal mehr an eine falsche Ideologie, sondern an gar keine. Sie wollen einfach nur noch „die Eltern ärgern“, wie es Michael Moor sagte – und wählen nicht einmal mehr Populisten, sondern einfach hirnlose Trottel oder noch schlimmer, Despoten und Tyrannen. Damit ich nicht falsch verstanden werde: Ich verachte diese Menschen nicht – und ich verstehe sie. Jemand, der in Ostdeutschland seit der Wende einfach keinen Job mehr findet, dem hängt wohl das Geschwafel von Politikern, links oder rechts, einfach aus dem Hals heraus. Wir dürfen uns nicht über Stil ärgern, wenn er dann diese Politiker beschimpft. Und wenn türkische Menschen zwar seit 20 Jahren hier leben, sich aber nicht als Teil dieser Gesellschaft sehen – warum auch immer – dann ist es allenfalls nachvollziehbar, dass ein Despot, ein starker Mann in ihrer vermeintlichen Heimat, die auch keine mehr ist, eine gewisse Faszination ausübt.

Gegen den Neoliberalismus, den Populismus und gegen die Galionsfiguren der „Abgehängten“ müssen wir kämpfen. Wichtig ist für mich, dass wir mit den Mitteln kämpfen, die wir kennen und schätzen: mit ehrlicher Politik, mit Fakten und mit überzeugenden, schlüssigen Argumenten. Es nützt nichts, wenn wir uns nur selbst zu unserer Position hinterfragen – uns fragen ob wir eine Buezerpartei sind oder nicht, und ob Buezer besser sind als Anwälte oder umgekehrt. Auch die Auseinandersetzung über Eliten und Mittelstand bringt uns nicht weiter – genauso wie das Lamento, wir müssten wieder zu den Leuten gehen und eine neue Sprache finden.

Wir müssen ehrliche Politik machen: klar aufzeigen, was falsch läuft, und klar sagen was wir wollen. Wie das geht und wie das gelingen kann, dafür haben wir das beste Beispiel – hier im Aargau: Zehn Jahre lang haben wir vor der neoliberalen Steuersenkungspolitik gewarnt. Und mit der Zeit ist es uns gelungen, die einfache Wahrheit auch in einfache Botschaften zu fassen. Lange hat man uns ausgelacht, weil wir immer die gleiche Leier gesungen haben. Aber: Seit zwei Jahren gewinnen wir damit praktisch jede Abstimmung – und als Höhepunkt im letzten Herbst die Wahlen. Das war für mich die ganz grosse politische Freude: Es hat sich bestätigt, dass sich geduldige Arbeit auch in der Politik auszahlt.

So müssen wir weitermachen. So müssen wir auftreten – gegenüber dem politischen Gegner, aber auch gegenüber den politisch Uninteressierten oder den Besserwissern: ehrlich, selbstkritisch, aber auch selbstbewusst. Ich wünsche und dazu Mut, Lust und Weisheit!